

Curt Riess

**Prozesse,  
die unsere Welt bewegten**

Von der Antike bis ins 20. Jahrhundert



*Im Angedenken an meinen großen Freund  
Axel Springer,  
der mir die Idee zu dieser Arbeit gab.*

## Voruntersuchung

Thomas Mann fragte mich einmal – das war in den dreißiger Jahren, als er schon im amerikanischen Exil lebte – über den Prozess um das Lindbergh-Baby aus. Und zwar während des Prozesses gegen den angeblichen Entführer und Mörder des ersten Sohnes von Charles Lindbergh, dem berühmten Ozeanüberflieger. Der Mann wurde, obwohl er bis zuletzt alles ableugnete, aufgrund von Indizien verurteilt und hingerichtet. Ich hatte damals, zu Beginn der dreißiger Jahre, über den Prozess laufend an die auflagenstärkste französische Zeitung *Paris-Soir* berichtet. Thomas Mann wollte alle nur denkbaren Details wissen, was mich schließlich zu der Frage motivierte: »Haben Sie die Absicht, darüber ein Buch zu schreiben?«

Und er antwortete: »Nein, wohl kaum. Aber die Idee ist nicht einmal schlecht. Prozesse haben es in sich.« Ich erinnere mich noch genau dieser Worte. »Man könnte eine Weltgeschichte in Form von berühmten Prozessen schreiben. Ich glaube, das würde sogar eine sehr fesselnde Weltgeschichte werden.«

Er spinn den Faden weiter. Was schließlich sei ein Prozess? »Er ist, worum immer es gehen mag, vor allem einmal eine Explosion ... es kommt etwas in konzentrierter Form ans Tageslicht, was sich vorher angeblich abgespielt hat und was zu dieser Explosion früher oder später hätte führen müssen.« Er dachte wohl nicht so sehr an die Geschichte des einen oder anderen Prozesses, sondern an die Bloßlegung der inneren Motivierung einer Tat oder Untat oder des Verbrechens oder was sonst immer zu dem Prozess geführt haben mochte.

Übrigens hat kein Geringerer als Friedrich Dürrenmatt darauf hingewiesen, dass die meisten Prozesse etwas wie Dramatik besitzen. Er hat die Dramen Schillers mit Gerichtsverhandlungen verglichen: »Die Personen sind gegeben, ihre Rollen verteilt: der Richter, der Staatsanwalt, der Angeklagte, der Verteidiger. Jeder besitzt seine bestimmten Funktionen innerhalb der Handlungen ...«

Aber zurück zu den Erwägungen von Thomas Mann: Warum eigentlich keine Weltgeschichte in Form von Prozessen? Dass man sie schreiben könnte, beweist nicht mehr und nicht weniger, als dass Prozesse, wenn schon nicht der Ausdruck ihrer Zeit, so doch ein Ausdruck dieser Zeit – einer von vielen – also typisch für diese Zeit sind. Wobei es gleichgültig bleibt, ob das Land, in dem sie sich abspielen, arm oder reich ist, was auch für die mitwirkenden Personen gilt, von denen viele gar nicht in dem einen oder anderen Prozess auftreten, sondern nur Objekte von Überlegungen sind. Prozesse haben in jedem nur denkbaren Land, in jedem nur denkbaren Milieu gespielt ... wobei es erst in zweiter Linie wichtig ist, wo das Recht lag und wo das Unrecht, ob eine Untat, die begangen zu haben einer oder vielleicht auch eine Clique

beschuldigt wird, nun wirklich von ihm oder ihr begangen worden oder nur angeblich begangen worden ist.

Ich habe diese Unterhaltung mit Thomas Mann nie vergessen, wiewohl auch andere meiner zahlreichen Gespräche mit ihm in den dreißiger und vierziger Jahren. Aber erst spät in den sechziger Jahren kam ich mit dem großen Verleger Axel Springer, der interessiert war an Thomas Mann, den er persönlich nie kennengelernt hatte, auf diese Unterhaltung. Er schien lange zu überlegen und sagte dann in etwa, warum nicht ich ein Buch über Prozesse schreibe. Es wurde schließlich eine Art Auftrag. So entstand das vorliegende Buch. Es handelt sich in jedem der einzelnen Kapitel um einen Prozess, es sei unterstrichen, um einen sogenannten repräsentativen Prozess. Jeder einzelne von ihnen war nur in einer bestimmten Zeit, in einem bestimmten Land, in einem bestimmten Milieu möglich. Jeder ist typisch für diese Zeit, dieses Land, dieses Milieu. Ob es sich nun um den Prozess des Sokrates im alten Griechenland handelt oder um die Tänzerin Mata Hari, den Prozess der Jungfrau von Orléans oder den Prozess des jungen, schwer hysterischen Adolf Hitler. Aufgabe des Autors: Sichtung des historischen Materials und statistische Abgrenzung des jeweiligen Tatortes (Land, Milieu) und der Zeit.

Aber ich greife vor. Den Lesern sei ans Herz gelegt: »Lassen Sie sich überraschen!«

Jedenfalls wurde ich, der Autor, bei den Recherchen, die notwendig waren, um diese Berichte herzustellen, immer wieder überrascht. Da glaubt man, eine Geschichte zu kennen, und wenn man dann ein bisschen Quellenstudium betrieben hat, merkt man, dass man so gut wie nichts von der Sache gewusst hat. Alles, was man gewusst hat, sind ein paar Namen – aber um mit Shakespeare zu sprechen: »What's a name?«

## Sokrates

399 v. Chr.

Ein warmer Frühlingsmorgen in Athen, im Jahre 399 vor unserer Zeitrechnung. Der Prozess gegen den Philosophen und Lehrer Sokrates soll beginnen. Der Ort: einer der größeren Plätze der Stadt. Solche Weitläufigkeit ist bei Gerichtsverhandlungen notwendig, denn es müssen bei keiner weniger als 501 Geschworene zur Stelle sein. Von den 30.000 Bewohnern des Stadtstaates melden sich für gewöhnlich Jahr für Jahr etwa 6000 freiwillig als potenzielle Geschworene – erstaunlich, wenn man bedenkt, dass sie dafür pro Tag weniger erhalten als ein gewöhnlicher Arbeiter. Und das bewirkt wiederum, dass die meisten nicht besonders gescheit sind, geschweige denn, dass sie eine Vorbildung in juristischen Dingen besitzen.

Mindestens 501 Geschworene sind also notwendig, um das Verfahren legal zu machen, und manchmal sind es mehr als tausend. Zu dem Verfahren gegen Sokrates sind die vorschriftsmäßigen 501 erschienen, nur Männer natürlich, die auf hölzernen Bänken Platz nehmen, getrennt durch ein ebenfalls hölzernes Geländer von den noch zahlreicheren Neugierigen.

Ein hoher Beamter der Stadt namens Meletos offeriert den Göttern ein Weihrauchopfer und bittet um ihr Wohlwollen. Sodann spricht er den Eid, den sämtliche Geschworenen unisono nachsprechen müssen. Dann wird eine Wasseruhr in Gang gesetzt, mit deren Hilfe dafür gesorgt wird, dass keiner von denen, die sich zu Wort melden, zu lange redet, denn das Verfahren muss am Abend beendet sein.

Im Übrigen hat der Beamte eigentlich nichts zu tun, schon gar nicht den Richter zu spielen, denn das Votum der Geschworenen entscheidet bei diesen griechischen Prozessen, was immer zu entscheiden ist. Sodann reden die drei Ankläger Meletos, Anytos und Lykon – auch sie sind nicht vom Amt bestellt, sondern haben sich eben gemeldet – nicht allzu zeitraubend, denn sie haben bereits alles Wissenswerte niedergeschrieben und den amtlichen Stellen eingereicht und werden es jetzt nur noch zusammenfassen. Zeugen der Anklage gibt es nicht, denn es gibt ja keinen amtlichen Ankläger, jeder kann Ankläger oder Verteidiger sein. Sokrates könnte Zeugen beibringen, wenn er wollte, aber das hat er von vornherein abgelehnt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass er weder von dem Gericht noch von den Angeklagten viel hält. Er lässt dies die Zuhörer auch deutlich spüren.

Wofür steht nun eigentlich Sokrates vor Gericht?

Es gibt zwei Hauptanklagepunkte:

Erstens Gotteslästerung, begangen durch philosophische Untersuchungen von heiligen Mythen und Dogmen und durch den Versuch, neue Götter einzuführen; und zweitens Verführung

der Jugend durch Demagogie und den Versuch, sie in Verachtung aller staatlichen Werte, die für ihre Eltern noch Geltung haben, aufzuziehen.

Sokrates, um diese Zeit 69 Jahre alt, sieht nicht aus wie ein gefährlicher Mann und wirkt schon gar nicht wie ein Held, obwohl er ohne Zweifel ein Held ist, allein dadurch, dass er sich diesen lebensgefährlichen Anklagen stellt, obwohl er doch so leicht hätte fliehen können. Er ist nicht einmal mittelgroß, hat das Gesicht eines Satyrs, eine breite, eingedrückte Nase, dicke Lippen, einen Bart und einen Bauch. Er ist barfuß wie immer, und seine Bekleidung muss als schäbig bezeichnet werden.

Schon die ersten Minuten der Verhandlung zeigen, dass er sich allein dadurch, dass er wenig gebildeten Geschworenen gegenüber treten muss, im Nachteil befindet. Was wissen diese Leute schon von Philosophie, von seiner Philosophie, um die es ja schließlich letzten Endes geht? Werden sie in der Lage sein, seinen Ausführungen, seiner Verteidigungsrede zu folgen? Er bezweifelt es, und schon aus diesem Grunde muss er von Anfang an beschlossen haben, sich dabei nicht zu überanstrengen.

Es genügt nicht, aufzuzeichnen, worum es in diesem Prozess geht, der wird nur verständlich aus der Zeit heraus. Es gibt da gewisse Hintergründe, eigentlich vor allem politische Hintergründe.

Sicher hat der Prozess damit zu tun, dass sich zu dieser Zeit Athen außenpolitisch in einer misslichen Lage befindet. Man hat einen Krieg verloren, das an sich ja eher kleine Land mit einer geringen Bevölkerungsanzahl hat wieder einmal, immer wieder einmal einen Krieg gegen Sparta verloren. Deshalb sucht man wie immer und überall in solchen Zeiten nach einem Sündenbock. Sokrates, der nur sehr indirekt mit Politik zu tun hat, könnte einer werden.

Eine athenische Enklave im spartanisch beherrschten Sizilien hat das Mutterland gegen angebliche Übergriffe einer spartanischen Kolonie um Hilfe gebeten. Daraus hat sich der Krieg mit Sparta ergeben – Sparta, das ebenfalls sehr klein und dessen Bevölkerung nicht sehr zahlreich ist, das aber vor allem besser gerüstet ist und über ein Heer verfügt, das sich einer eiseren Disziplin erfreut. Die Niederlage hat sich Athen selbst zuzuschreiben. Man hat den blutjungen, schönen Alkibiades nach Sizilien geschickt, trotz seiner nicht einmal 25 Jahre schon ein militärisches Genie, ihn aber, kaum dass er in Sizilien gelandet ist, wieder zurückberufen, angeblich, weil er vor seiner Abreise in Athen durch Verstümmelung von Götterbildern die Götter beleidigt habe. Alkibiades gibt das Kommando ab, kehrt aber nicht nach Athen zurück, sondern setzt sich nach Sparta ab. Es kommt denn auch unter seinem unfähigen Nachfolger zu einer totalen Niederlage von Athens Armee, die dabei fast gänzlich aufgerieben wird.

So geschehen in den Jahren 414–413.

In Sparta weiß man Alkibiades besser zu schätzen und setzt ihn als Befehlshaber der Armee ein. Sparta verbündet sich mit Persien. Übrigens, um es gleich hier zu sagen, Alkibiades wird nicht sehr lange in Sparta verweilen. Es werden viele Intrigen gegen ihn gestartet, nicht zuletzt weil er sich in wohl ungeziemender Weise für die Königin interessiert und, schlimmer noch, sie sich für ihn. Er flieht nach Persien, wo er eine Art Ratgeber des dortigen Herrschers Tissaphernes wird und es meisterhaft versteht, von diesem Posten aus Sparta gegen Athen und Athen gegen Sparta aufzuhetzen, wohlgerichtet im Interesse Persiens. Nicht lange danach wird er wieder nach Athen zurückgerufen, nicht zuletzt auf den Rat von Sokrates und der von ihm beeinflussten Männer, und spielt wieder eine Rolle, um später abermals in die Verbannung geschickt zu werden.

In Athen, wo es nach dem verlorenen Krieg nicht gerade zum Besten steht, ist inzwischen ein gewisser Kritias, der während des Krieges mit den Spartanern gegen seine Vaterstadt kämpfte, an die Macht gelangt, und zwar im Jahre 404, als einer der sogenannten 30 Tyrannen – das Wort »Tyrann« hat im Griechischen nicht den so schrecklichen Sinn wie im Deutschen, es ist eher ein Synonym für »Chef«. Aber immerhin, die Dreißig führen ein recht blutiges Regime, es geht unter Kritias geradezu recht anarchisch in Athen zu. Es gibt Hungersnot und natürlich ständige Kriegsgefahr.

Die Regierung der Dreißig ist ganz deutlich gegen Sokrates eingestellt. Nicht, dass sie ihn, wie sie es in anderen Fällen tut, zur Flucht zwingt, oder gar umbringen lassen will. Aber irgendein Spitzel hat Sokrates sagen gehört, ein Viehtreiber solle sich nicht rühmen, dass seine Herde kleiner wird. Und das ist natürlich auf Kritias und seine Parteigänger gemünzt. Man droht Sokrates mit dem Verbot, sich mit Jünglingen zu unterhalten – seine Art oder überhaupt die Art im damaligen Athen, zu lehren –, und will ihn auch irgendwie kompromittieren, unter anderem dadurch, dass er an der Verhaftung eines reichen Mannes namens Leon von Salamis teilnehmen soll, was er aber, im Gegensatz zu anderen, ablehnt.

Immerhin, Sokrates lebt in jenen Tagen gefährlich.

Aber die Dreißig können sich nicht lange halten. Noch im Jahre 404 werden sie gestürzt, und zwar durch einen reichen Geschäftsmann und Politiker namens Anytos, der etwa 40 Jahre alt ist. Anytos war ursprünglich Sokrates gegenüber freundlich gesinnt, eine Zeitlang geradezu freundschaftlich. Aber jetzt, da er an die Macht gekommen ist, ändert er seine Einstellung zu dem Philosophen. Denn er wird in immer stärkerem Maße reaktionär. Er bezieht gegen alle Neuerungen Stellung, vor allem gegen diejenigen, die Mythen und Götter der Vorfahren verhöhnern, denn auf solche »Lästerer« führt er die Niederlagen Athens zurück. Und das sind natürlich die Professoren, die Neues lehren wollen – Neues in vieler, wenn nicht in jeder Bezie-

hung –, und er beobachtet sie, wie sie nach seiner Ansicht die Jugend in den Wandelgängen oder Sälen, in denen gelehrt wird, »vergiften«.

Sokrates repräsentiert also genau das Gegenteil von dem, was dieser Anytos für richtig und notwendig hält. Denn er vertritt das »Neue«, macht sich gelegentlich über die Götter lustig, untersucht die Mythen darauf, ob man sie als Realität ansehen könne oder dürfe, und das alles teilt er der Jugend mit, die er dergestalt »verführt«. Keine geringe Rolle spielt dabei auch, dass Sokrates einen starken Einfluss auf den Sohn des Anytos ausübt, der sich gar nicht so entwickelt, wie der Vater es gern möchte.

Nun würde das alles nicht so wichtig sein, wäre Sokrates so populär wie er weise ist. Aber Weise sind ja selten populär, und er ist es nicht einmal unter seinen Kollegen und den anderen Professoren und Lehrern der Stadt. Er nimmt kein Geld von seinen Schülern, da er nicht un- vermögensreich ist, weil er einiges Geld als Fabrikant von Grabsteinen und Götterbildern verdient, angeblich mit Hilfe eines einzigen Sklaven. So verärgert er nicht nur die anderen Professoren, die Geld mit ihren Vorträgen verdienen, sondern auch die Hersteller von Götterbildern, die, vielleicht nicht einmal zu Unrecht, empört darauf hinweisen, dass die Stadt mit Steuergeldern Büsten der Götter bei einem Gottlosen kauft; denn dass Sokrates ein Atheist ist, hat er nie verheimlicht.

Was ist er sonst noch? Ein Bürger, verheiratet mit einer Frau, über deren zänkischen Charakter man sich in der ganzen Stadt mokiert, Vater mehrerer Kinder, der sich trotzdem für hübsche junge Tänzerinnen interessiert.

Warum hat er Xanthippe geheiratet?

»Ich wusste: Wenn ich mit ihr leben kann, kann ich mit allen leben!«

Er hat eine Mission, und er glaubt an sie. Er will die Menschen besser machen, indem er sie weise macht. Die Basis seiner Lehre: »Wenn es darauf ankommt, ein gutes und gerechtes Leben zu führen, muss man das durch vernünftiges Denken über sich selbst tun. Wir müssen lernen, uns selbst nicht zu täuschen, und dazu sind philosophische Gespräche vonnöten.«

Am Anfang seiner philosophischen Gespräche steht immer die Einsicht, dass wir über uns selbst nichts Genaueres wissen – nach dem später oft zitierten Motto: »Ich weiß, dass ich nichts weiß!«

Sokrates hat niemals niedergeschrieben, was er glaubte und was er lehrte, er hat immer nur darüber gesprochen. Wir wissen nur durch seine Schüler von ihm und seinen Lehren, wie übrigens auch von seinem Prozess. Er hat zahlreiche Schüler gelehrt, die prominent wurden,

darunter Plato und auch Alkibiades, der ihm, guten Quellen zufolge, wohl einmal anbot, mit ihm zu schlafen, was Sokrates abgelehnt haben soll.

Als Anytos auf einen Prozess gegen Sokrates drängt, nimmt vorläufig niemand diesen Prozess allzu ernst, auch Anytos selbst nicht. Man rechnet vielfach damit, dass es zu einem Freispruch kommen oder dass Sokrates sich dem Prozess durch eine Flucht ins Ausland entziehen wird. Aber gerade das lehnt er ab. Er hat keine Lust, seinen Gegnern diesen Gefallen zu erweisen. Sokrates wäre bereit, eine Geldstrafe zu zahlen, wenn man ihn ungeschoren ließe. Er bietet 30 Minae, das ist ungefähr der Gegenwert von heute 15.000 Mark, etwa die Mitgift eines kleinen Bürgermädchens im damaligen Griechenland, also gar nicht einmal so wenig. Aber diese Offerte des Sokrates kommt erst gegen Ende seiner großen Rede, und er bringt sie gewissermaßen mit Augenzwinkern vor: »Ich will von mir selbst nicht sagen, dass ich irgendetwas Schlimmes verdiene. Warum sollte ich? Weil ich vor dem Tod Angst habe? Warum soll ich, der nicht weiß, ob der Tod etwas Gutes oder etwas Schlechtes ist, etwas Schlechtes für mich vorschlagen?«

Aber als Sokrates schließlich eine Geldstrafe in die Debatte wirft, hat er schon längst die Sympathie der Massen, wenn er sie je besessen hat, eingebüßt. Nicht zuletzt, weil er bereit ist zu sterben, etwas für die Masse ganz Udenkbares. »Wenn wir voraussetzen, dass der Tod alles Bewusstsein auslöscht und ein Schlaf ist wie der Schlaf von einem, der durch Träume nicht gestört wird, dann ist der Tod ein unaussprechlicher Gewinn ... denn die Ewigkeit ist eine einzige Nacht. Aber wenn der Tod eine Reise anderswohin ist, wo sich, wie die Leute sagen, alle treffen, was könnte, meine Freunde und Richter, besser sein als das? In der Tat, wenn der Pilger in der Unterwelt eintrifft, ist er dem Zugriff der Justiz in dieser Welt entronnen und findet wahre Richter, die dort ihres Amtes walten ... Diese Pilgerfahrt ist also wert, unternommen zu werden. Nein, ... wenn das so ist, dann lasst mich sterben und nochmals sterben...«

Insgesamt spricht Sokrates während der Verhandlung dreimal. Und seine in jeder Beziehung große Verteidigungsrede ist so souverän, wie wohl seither nie wieder eine vor Gericht gehalten worden ist. Denn er verteidigt sich nicht. Er klagt seine Ankläger an.

»Wie ihr, o Athener, von meinen Anklägern beeindruckt worden seid, kann ich nicht sagen, aber ich weiß, dass sie mich fast vergessen ließen, wer ich war, so überzeugend haben sie gesprochen, und doch haben sie kein einziges wahres Wort gesagt ...

Ich beginne mit dem Beginn. Die Frage: Welche Tatsachen haben Anlass gegeben, mich zu beleidigen? Ich will antworten mit den Worten und der Feststellung des Aristophanes: »Sokra-

tes ist ein übler Bursche und eine seltsame Person. Er hält Umschau nach Dingen unter der Erde und hoch im Himmel, und er lässt das Schlechte als das Bessere erscheinen, und das alles lehrt er andere ...«

Die einfache Wahrheit ist, dass ich mit solchen Lehren nichts zu tun habe. Viele, die bezeugen können, wie wahr das ist, sind hier anwesend ... Ebenso wenig Grund, wie die Behauptung, dass ich ein Lehrer bin und dafür Geld nehme, enthalten die anderen Anklagen ...

Ich wage zu sagen, o Athener, dass jemand unter euch antworten wird: »Ja, Sokrates, aber welchen Ursprung haben nun die Anklagen, die gegen dich vorgebracht werden? Irgendetwas Merkwürdiges musst du doch getan haben? Alle diese Gründe und all dies Geschwätz würde niemals aufgekommen sein, wenn du wie andere Männer wärst. Sag uns, aus welchem Grunde ist dieses Gerede über dich aufgekommen? Wir wollen nicht hastig über dich richten ...«

Ich verweise euch auf einen Zeugen, der Glauben erwecken darf, und das ist der Gott von Delphi, der meine Weisheit bezeugen wird, falls ich Weisheit besitze, und auch wie diese Weisheit beschaffen sein mag. Ihr alle müsst Chairophon kennen, er war mein Freund und auch der eure. Nun, Chairophon war, wie ihr wisst, ein Draufgänger, und er ging nach Delphi und fragte das Orakel kühn ..., ob es da irgendjemanden gäbe, der weiser wäre als ich, und die Prophetin Pythia antwortete, es gäbe keinen Weiseren als mich. Chairophon ist jetzt tot, aber sein Bruder befindet sich unter euch, und er wird euch die Wahrheit meiner Worte bestätigen.

Warum sage ich das? Weil ich versuchen will, euch zu erklären, aus welchem Grunde ich einen so schlechten Namen habe. Als ich jene Antwort der Pythia erhielt, sagte ich zu mir selbst: Was kann der Gott Apollo meinen? Wie erklärt sich dieses Rätsel? Denn ich weiß, ich besitze keine Weisheit, keine kleine und keine große. Was kann der Gott also meinen, wenn er sagt, dass ich der weiseste aller Menschen bin? Er ist Gott, er kann nicht lügen. Nach langem Nachdenken kam ich auf eine Methode, nach der man diese Frage untersuchen konnte. Wenn ich nur einen Menschen finden würde, der weiser ist als ich, dann könnte ich zu dem Gott gehen und diese Widerlegung vorbringen. Ich würde ihm sagen: »Da ist einer, der weiser ist als ich. Aber du sagtest doch, ich sei der Weiseste!«

Also ging ich zu einem, der im Rufe stand, weise zu sein, und beobachtete ihn. Seinen Namen brauche ich nicht zu nennen, er war Politiker, den ich mir zur Befragung vornahm. Und das Ergebnis war folgendes: Als ich mit ihm gesprochen hatte, konnte ich nicht nur feststellen, dass er nicht wirklich weise war, obwohl ihn viele für weise hielten und er selbst sich für weise hält. Ich versuchte, ihm auseinanderzusetzen, dass er sich zwar für weise halte, aber nicht

wirklich weise sei. Und die Folge davon war, dass er mich zu hassen begann, und dieses Gefühl wurde von all denen geteilt, die damals dabei waren und mich hörten ...

Dann ging ich zu einem anderen, der noch weiser zu sein behauptete, und meine Erfahrung war genau die gleiche. Ich schuf mir einen neuen Feind und viele andere dazu.

Dann ging ich von einem zum anderen, aber ich wusste wohl, dass ich mir Feindschaften zuzog, und das bedauerte und fürchtete ich. Ich handelte ja aus einer Notwendigkeit heraus. Das Wort des Gottes, dachte ich, sollte als erstes bedacht werden. Ich sagte zu mir selbst, ich würde zu all denen gehen, die etwas zu wissen scheinen, und so würde ich herausfinden, was das Orakel wirklich besagen wollte. Und ich schwöre euch, o Athener, denn ich muss euch die Wahrheit sagen, das Resultat meiner Mission war immer nur: Alle Männer von bedeutendem Ruf waren in Wirklichkeit die törichtesten, und diejenigen, die weniger geschätzt wurden, waren weiser und besser ...

Nach den Politikern ging ich zu den Poeten jeglicher Gattung. Ich zeigte ihnen ausführliche Passagen, die sie selbst geschrieben hatten, und fragte, was die nun bedeuten mochten, in der Hoffnung, dass ich von ihnen etwas lernen würde. Werdet ihr mir glauben? Ich schäme mich fast, die Wahrheit zu gestehen. Ich verließ sie in der Überzeugung, dass ich ihnen überlegen sei, aus dem gleichen Grunde, wie ich den Politikern überlegen bin.

Schließlich ging ich zu Handwerkern. Ich weiß sehr wohl, dass ich nichts weiß und dass sie viel Nützliches wissen. Ich war also nicht im Irrtum, denn sie wussten vieles, was ich nicht wusste, und so waren sie wirklich weiser als ich. Aber selbst die guten Handwerker begingen denselben Irrtum wie die Poeten, sie meinten, weil sie nun gute Handwerker waren, würden sie alles Mögliche von Bedeutung wissen, und dieser Irrtum stellte ihre Weisheit in den Schatten, und deshalb fragte ich schließlich mich selbst, ob ich lieber so sein wollte, wie ich war, der ich doch nicht ihre Kenntnisse besaß, oder ob ich lieber wie sie wäre, und die Antwort war, mir selbst und dem Orakel gegenüber, dass ich besser daran war, so wie ich war.

Diese Fragerei brachte es mit sich, dass ich mir viele Feinde machte, die schlimmsten und gefährlichsten, und dass dies Anlass zu vielen Verleumdungen wurde. Nun, man nennt mich weise, aber die Wahrheit ist, o Männer von Athen, dass nur der Gott weise ist, und er zeichnet Sokrates nicht besonders aus, wenn er sagt, o meine Athener, derjenige ist der Weiseste, der wie Sokrates weiß, dass seine Weisheit nichts wert ist. So gehe ich durch die Welt und gehorche dem Gott und suche irgendjemanden, der mir weise erscheint. Damit bin ich sehr beschäftigt, und ich habe keine Zeit, mich für die Angelegenheiten anderer zu interessieren oder für meine eigenen, und so lebe ich in äußerster Armut ...

Jetzt noch etwas anderes. Junge Leute aus reichen Häusern, die nichts anderes zu tun haben, kommen zu mir, sie tun es freiwillig. Sie möchten einer Prüfung unterzogen werden, und sie ahmen mich dann nach und prüfen andere. So gibt es viele, die glauben, viel zu wissen, dabei aber wenig oder gar nichts wissen, und dann sind diejenigen, die von ihnen geprüft werden, nicht mit ihnen böse, sondern mit mir: »Dieser verdammte Sokrates«, sagen sie, »dieser lasterhafte Verführer der Jugend!« Dann, wenn jemand sie fragt, warum, was Schlimmes praktiziert oder lehrt er?, wissen sie es nicht, sie können es nicht sagen, aber das setzt sie nicht in Verlegenheit, sie wiederholen die alten Vorwürfe, die gegen alle Philosophen und ihre Lehren vorgebracht werden, weil über das gesprochen wird, was in den Wolken vor sich geht oder unterhalb der Erde, weil sie keine Götter kennen ... Denn sie wollen nicht eingestehen, dass ihre Behauptung, etwas zu wissen, sich als nichtig erwiesen hat – und das ist die Wahrheit. Es gibt ihrer viele, und sie sind voller Ehrgeiz und Energie, und sie befinden sich in Kampfstellung, und ihre Reden sind überzeugend, und sie haben eure Ohren mit ihren lauten Verleumdungen gefüllt. Das ist der Grund, warum meine drei Ankläger Meletos, Antyos und Lykon mich belangen. Meletos, der mit mir über die Poeten streitet, Anytos über die Handwerker und Politiker und Lykon wegen der Lehrer. Wie ich schon zu Anfang sagte, kann ich nicht hoffen, mich von diesen Verleumdungen reinzuwaschen.«

Trotzdem bittet Sokrates Meletos zum Kreuzverhör:

*Frage:* »Du glaubst, dass man die Jugend bessern kann?«

*Antwort:* »Ja, das tue ich.«

*Frage:* »Wer erzieht die Jugend zum Besseren?«

*Antwort:* »Die Gesetze.«

*Frage:* »Aber das meine ich gar nicht. Wer ist der Mann, der die Gesetze kennt?«

*Antwort:* »Es sind die Richter, Sokrates, die hier im Gericht sitzen.«

*Frage:* »Meint Meletos, sie vermögen die Jugend zu bessern?«

*Antwort:* »Sicher könnten sie das.«

*Frage:* »Alle oder nur einer?«

*Antwort:* »Alle.«

*Frage:* »Bei der Göttin Hera, das sind erfreuliche Neuigkeiten! Es gibt also viele Jugendverbesserer. Und was die Zuhörer angeht, helfen sie auch mit, zu bessern?«

*Antwort:* »Ja, das tun sie.«

*Frage:* »Und die Senatoren?«

*Antwort:* »Ja, auch die Senatoren.«

*Frage:* »Dann bessert also jeder Athener die Jugend, mit Ausnahme von mir. Ist es das, was du behauptest?«

*Antwort:* »Ja, es ist das, was ich bestätige.«

*Frage:* »Ich möchte noch gerne wissen, Meletos, warum es so sicher ist, dass ich die Jugend korrumpiere. Ich nehme an, dass du meinst, so ersehe ich aus der Anklage, dass ich sie lehre, die Götter nicht anzuerkennen, die der Staat anerkannt hat, sondern andere Götter anstelle von ihnen.«

*Antwort:* »Ja, das erkläre ich mit Nachdruck.«

*Frage:* »Dann, bei den Göttern, Meletos, von wem reden wir eigentlich? Setze mir und dem Gerichtshof einfach und klar auseinander, was du meinst. Ich verstehe immer noch nicht, ob du erklärst, dass ich andere lehre, irgendwelche Götter anzuerkennen, dass ich also an die Götter glaube oder dass ich völlig gottlos bin, was du übrigens nicht behauptest. Du sagst ja nur, dass es sich nicht um dieselben Götter handelt, die der Staat anerkennt – die Anklage lautet also auf andere Götter, oder meinst du, dass ich gottlos bin, ein Lehrer der Gottlosigkeit?«

*Antwort:* »Ich meine das Letztere, dass du völlig gottlos bist.«

*Frage:* »Kann einer an geistige und göttliche Instanzen glauben und nicht an böse Geister und Halbgötter?«

*Antwort:* »Das kann er nicht.«

*Frage:* »Ich bin glücklich, dass ich diese Antworten erhalten habe. Aber dann sagst du in der Anklage, dass ich an göttliche und geistige Instanzen ebenfalls glaube. Das hast du jedenfalls beschworen. Und wenn ich an göttliche Wesen glaube, wie kann ich dann nicht an Geister und Halbgötter glauben? Muss ich es nicht? Ich muss es sicherlich. Und dein Schweigen gibt mir recht. Aber was sind Geister und Halbgötter? Sind sie Götter oder sind sie Söhne von Halbgöttern?«

*Antwort:* »Sicher sind sie es.«

*Frage:* »Das ist, was ich das spaßigste Rätsel nenne, das du dir ausgedacht hast. Die Halbgötter und Geister sind Götter. Du hast zuerst gesagt, dass ich nicht an Götter glaube. Jetzt sagst du wieder, ich glaube an Götter. Das heißt, ich glaube an Halbgötter ... Du hast das in die Anklage eingebracht, weil du nichts hast, dessen du mich wirklich anklagen könntest. Aber niemand, der auch nur das Geringste davon versteht, wird sich überzeugen lassen, dass dieselben Menschen, die an göttliche und übermenschliche Dinge glauben, nicht glauben, dass es Götter und Halbgötter gibt ...

Ich habe genug gesagt, um der Anklage des Meletos zu begegnen: Eine ausführlichere Verteidigung ist unnötig, aber ich weiß nur zu gut, dass viele von euch Feinde sind, die ich mir selbst geschaffen habe, und dass es an meinen negativen Nachforschungen liegt, wenn ich verurteilt werde – und nicht an Meletos, auch nicht an Anytos, der den Tod so vieler guter Männer verursacht hat und sicher noch verursachen wird. Es besteht keine Gefahr, dass ich der letzte von ihnen bin.